



"Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen"

„Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen“

oder „Eine Reise mit Hindernissen.“

Von P. Salesius. R. M. M.



äglich kann man Neues erleben, besonders hier zu Lande. Da hatte ich einmal im Auftrag des Generalkapitels die Stationen von Natal und Ost-Griqualand zu inspizieren; diesmal in Begleitung des Bruders Leodegar, welcher die Viehzucht und Ackerwirtschaft besonders studieren sollte. Nachdem wir schon verschiedene Stationen besucht hatten, führte uns unser Weg am 12. März nach Lourdes, Ost-Griqualand. Wir verließen am besagten Tage das Sanatorium Tzopo, das neu erbaute Erholungs- und Altersheim für unsere Schwestern, wo wir noch die letzten Geschäfte abzuwickeln hatten, ehe dasselbe übergeben wurde, um mit der Bahn nach Donnybrook und von da mit der Natal-Kap-Bahn nach Malenge weiterzufahren, der Bahnstation für die Station Lourdes.

Es war ein schöner Tag und die Reise versprach recht angenehm zu verlaufen. Zwar hatte ich die letzte Nacht schlaflos zugebracht und war deshalb müde. Nach kurzer Fahrt in der frischen Morgenluft verließ mich der Druck im Kopfe, auch die Müdigkeit machte mehr und mehr einer Frische und Freudigkeit Platz, welche noch vermehrt wurde durch den Gedanken, daß ich einige Stunden in Lourdes sein werde.

Aber es sollte anders kommen. Schon in Donnybrook bekamen wir einen kleinen Vorgechmack von einigen Unannehmlichkeiten, ohne zu ahnen, was uns noch alles bevorstand. Als wir nämlich dort anlangten, hörten wir, daß der Zug von Maritzburg nach Franklin bei Elandskop entgleist sei und daß derselbe wenigstens drei Stunden Verspätung habe. Dies bestätigte sich, denn bald traf die Nachricht ein, daß der Franklin-Maritzburg-Zug durchfahren müsse bis Deepdale, um dort den Maritzburg-Franklin-Zug zu erwarten. Was nun mit der Zeit anfangen? Nach dem 25 Minuten entfernt gelegenen Kevelaer zu gehen war es zu heiß und so blieben wir an der Station und vertrieben uns die Zeit mit Lesen, Beten und Schlafen. Endlich, es war schon 5 Uhr vorbei, lief der Zug ein; er mußte aber den Passagieren Gelegenheit geben, sich nach dieser langen Zeit zu stärken.

Als nun doch der Zug sich endlich in Bewegung setzte, waren wir recht zufrieden, denn die Entgleisung hätte schlimmere Folgen haben können und wir selbst hätten auch bei einer solchen dabei sein können. In unserem Fall hatten wir ja bloß das Unangenehme des langen Wartens auf der einen Seite und auf der andern das Uebersteigen des Ndulins in der Dunkelheit. Um 7 Uhr hielt der Zug in Malenge, und sahen wir mit Genugthuung, daß der gesandte Wagen noch nicht heimgefahren war, trotzdem er über drei Stunden hatte warten müssen.

Natürlich verloren wir keine Zeit und fuhren den Ndulin hinan. Das Wetter war gut und der Himmel klar, als wir abfuhren. Nur eine kleine Nebelwolke hatte sich auf den Ndulin gelegt wie eine Kappe, resp. Schlafmütze. Weil kein Mond war und der Kutscher die Dunkelheit fürchtete, hatte er beim Nachbar eine Laterne besorgt, welche uns, wenn notwendig, auf dem Wege leuchten sollte, weil manche gefährliche Stellen zu passieren waren. Die Fahrt ging eine Zeit lang gut und ohne Schwierigkeiten voran, als sich fast plötzlich die Nebelkappe vom Berge löste, um uns zu überfallen. In einem Augenblicke war es stockfinster und man konnte keine Hand mehr vor Augen sehen. Natürlich wurde gleich die geliehene Laterne angezündet, aber o weh, sie ist nicht sturmsicher und wurde gleich wieder ausgeblasen. Nachdem wir ein Duzend und mehrere Versuche gemacht hatten, mußten wir die Laterne bei Seite lassen und ein anderes Mittel versuchen, um weiterzukommen.

Ein Postbote von Lourdes, welcher auf den Zug warten mußte, um die Post in Empfang zu nehmen, wurde vorangeschickt, um uns durch Zurufe bekannt zu geben, ob wir noch auf dem Wege sind oder uns zu melden, wenn Steine und Löcher unsere Fahrt hindern. Durch die Zurufe und auch durch das inzwischen sich bemerkbar machende Wetterleuchten gelangten wir ziemlich hoch hinauf. Wohl mußten wir recht vorsichtig und langsam vorwärts fahren, denn es ging nicht nur immer bergauf, sondern die Straße war auch durch die letzten großen Regen in einem Zustand, daß es jedem Reisenden graut, wenn man dieselbe bei Tage sieht.

Schon hofften wir, den vor einigen Jahren errichteten Stall auf der Höhe zu erreichen, als auf einmal und ganz unerwartet ein Blitz herunter fuhr, dem ein heftiger Donner und ein noch heftigerer Regen folgte. Es wurde uns bald klar, daß an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war und zwar deshalb nicht, weil der heftige und schwere Regen uns eine Menge von Bächen und Strömen entgegensandte, so daß wir froh waren, nicht weggeschwemmt zu werden; und weil die Nacht stockfinster war und wir in Wirklichkeit keine Hand vor Augen sehen konnten, und

weil außerdem neben uns ein steiler und langer Abhang drohte. Für gewöhnlich ist es hierzulande gebräuchlich, sich in Gefahren und in Dunkelheit auf die „Pferde zu verlassen“, da deren scharfes Auge die Gefahren besser sieht und auch der Selbsterhaltungstrieb bei ihnen so gut ausgeprägt ist, daß sie allen Gefahren aus dem Wege gehen.

Aber was fürs Pferd keine Gefahr ist, kann leicht eine werden für die, welche sich ihnen anvertraut haben, wenn es hinter sich einen Wagen hat, wie wir bald zu unserem Schaden erfahren hätten, denn es ging einmal, einem großen Stein ausweichend, die Böschung hinauf, und hätte fast das Gefährt umgeworfen und das andere Mal wich es zuviel nach links einem Wasserloch aus und wäre beinahe mit dem Fuhrwerk in die Tiefe gestürzt. Notgedrungen mußten wir Halt machen und einfach mitten auf der Straße stehen bleiben. Aber selbst jetzt war die Gefahr eines Unglücks noch nicht vorüber, denn die Pferde, durch den heftigen Regen sowohl als durch das Rauschen des herunterstürzenden Wassers erschreckt, fingen an unruhig zu werden, was uns unangenehm war. Denn ein Schritt zu weit nach der einen Seite konnte Verderben bringen und nach der anderen im besten Falle den Wagen umstürzen, in welchem Falle wir halt die ganze Nacht im Regen hätten stehen bleiben müssen.

Nach einiger Zeit tauchte vor uns ein Reiter auf, sehen konnten wir ihn nicht. Doch konnte er sich mit dem Kutscher verständlich machen, und wir erfuhren durch ihn, daß man in Lourdes durch unser Ausbleiben beunruhigt, ihn mit einer Laterne uns entgegengeandt habe, damit er uns an den gefährlichen Stellen vorüberleuchte. Wir atmeten alle erleichtert auf, denn der Gedanke in gefährlicher Situation in kalter Regennacht oben auf dem Berge bleiben zu müssen ohne Obdach, hatte gar keine sehr angenehmen Gefühle hervorgerufen. Wir versuchten daher schnell unser Glück mit der Laterne, aber auch hier Enttäuschung. Der Sturm war stärker als die Sturmlaterne und nach duzendmaligen Versuchen gaben wir alle Hoffnung auf weiterzukommen.

Nun war noch eine Möglichkeit heimzukommen übriggeblieben; das war nicht sehr gefährlich, aber auf jeden Fall sehr beschwerlich, nämlich mit dem Pferde des Boten den Weg nach Lourdes zu versuchen. Ich überließ diesen Versuch dem Br. Leodegar, welcher die gefährliche und beschwerliche Reise vorzog, als die ganze Nacht draußen still zu liegen, bis es wieder Tag würde. Er machte sich also gleich auf den Weg mit dem Briefträger, welcher auch zu Pferde war. Das Unternehmen gelang, aber keiner verlangte selbst eine solche Reise zu machen, um es nachher erzählen zu können. Nur soviel darüber: dreiviertel

des Weges mußten sie zu Fuß gehen, weil die Pferde auf dem schlüpfrigen Boden nicht Fuß fassen konnten. Wie oft sie vom Wege abgekommen, wissen sie wohl selbst nicht, denn alle zwei bis drei Minuten mußten sie wieder stehen bleiben, bis ein Blickstrahl ihnen den rechten Weg zeigte. Durch Morast, Pfügen, Bäche, Gräben usw. wattend, stampfend, durchnäßt, landeten sie endlich nach fast dreieinhalbstündiger Reise in Courdes, wo sie auf die nach mir und dem Wagen gestellte Frage antworteten: wir kämen gleich hinter drein.



Schwesterkloster u. Eingeborenen Kirche von Mariannhill.

Aber man wartete auf uns vergebens, denn der Regen hörte nicht auf, der Sturm ließ nicht nach und es blieb finster. Während wir dort oben auf dem Wege warteten, wurde es auf einmal hell unten im Tale von Malenge. Bei genauerem Hinschauen erkannten wir unseren Zug, welcher rücklings wieder zur Station fuhr. Wie es schien, hatte das Unwetter ebenso stark gehaust an der anderen Seite des Ndulin-Berges, so daß der Zug nicht weiter konnte, er mußte also zur Station zurück und das Ende des Unwetters abwarten. Als es 11 Uhr geworden und noch immer das Ende des Regens nicht abzusehen war, befahl ich den Burschen die Pferde auszuspannen, (welche bereits stark zu zittern begannen), weil ich befürchtete, dieselben könnten zu Grunde gehen, wenn

sie die ganze Nacht still in dem Geschirr stehen mußten, im Wasser von oben bis unten. Wir ließen die Pferde laufen und schauten, wie wir uns einrichten könnten für den übrigen Rest der Nacht.

Unser Gefährt hatte ein kleines Dach, welches uns gegen den Regen hätte schützen können, wenn der Sturm nicht gar so stark gewesen und den Regen von der Seite hereingetrieben hätte. Wir nahmen nun unsere einzige Decke, welche zudem durchnäßt war und befestigten dieselbe seitwärts an dem Wagen, um den Wind und Regen abzuhalten, was auch nach längerer Anstrengung gelang. Wir setzten uns wieder auf unsere Plätze und nahmen auch den zurückgebliebenen Boten zu uns auf den Wagen. Er mußte sich zwischen unsere Beine setzen, weil der Kutscher und ich kaum Platz fanden auf dem Wagensitze.

Dann schlugen wir das eine Ende der nassen Decke um den auf dem Boden des Wagens hockenden Burschen, welcher gleich darauf einen so starken Schüttelfrost bekam, daß ich Angst um ihn hatte. Er hatte nämlich bis dahin drunten im Regen gestanden, wenn auch an der geschützten Seite des Wagens und war so durchnäßt, daß ihm das Wasser am Körper herunterlief. Dann zündeten wir die Laterne an, welche jetzt, vor dem Winde geschützt, ihr Licht gab. Diese Laterne benützte nun der Bursche als Ofen, indem er selbe zwischen seine Beine und Hände nahm. So zwischen uns, unter der Decke und von der Laterne erwärmt, erholte sich der Junge nach einiger Zeit und wurde ruhiger, was mir Freude machte. So blieben wir denn die ganze Nacht droben auf dem Berge, mitten auf der Straße in einer tiefen Wasserpflüze, neben einem Abhang, bis endlich der Morgen zu grauen begann. Bei mir war an Schlaf nicht zu denken in einer solchen Situation, die beiden Burschen aber zeigten bald durch ihr gleichmäßiges Atmen, daß sie trotz ihrer ungemütlichen Stellung und trotz Regen, Sturm und Gefahr den Schlaf des Gerechten nicht entbehren wollten.

Etwas vor 5 Uhr weckte ich die Beiden und sandte sie aus, um nach den Pferden Umschau zu halten. Sie gingen also auf die Suche, leider aber in der verkehrten Richtung. Nach einiger Zeit kam einer von ihnen zurück und meldete, daß die Pferde den Weg nach Hause zu genommen hätten, man könne die Spuren noch sehen. Ich beschloß kurzerhand zu Fuß nach Courdes zu gehen, und nicht mehr länger zu warten, auch brauchte ich Bewegung und Erwärmung. Aber auch diese Fußtour war eine Reise mit Hindernissen, denn der Weg den Berg hinunter war sehr schlüpfrig, in der Ebene kam eine lange Strecke tiefen Morastes, bis ich endlich vor den angeschwollenen Ufern des Cabane-Flusses stand.

Zum Glück kam Bruder Beatus mit Pferden und brachte mich hinüber. Das letzte Hindernis war überwunden und ich kam endlich um 8 Uhr morgens nach Lourdes, anstatt, wie erwartet, um 6 Uhr des Abends vorher. Nach gegenseitiger Begrüßung erzählte ich kurz, wie es uns gegangen, nahm dann eine Tasse Glühwein und gab mich totmüde in die Arme des Morpheus bis zum Mittag. Gott sei Dank kam ich mit einigen Tagen leichten Rheumatismus davon. Auch die andern waren, nachdem sie ausgeschlafen, wieder ziemlich munter.

Hochw. P. Rektor von Lourdes hat, um derartige Fahrten vorzubeugen, eine Eingabe an den Magistrat gemacht und um Erlaubnis nachgesucht, in der Nähe von Malenge ein Häuschen errichten zu dürfen, in welchem verspätete Reisende übernachten sollten, weil die Fahrt über den Ndulin bei Nacht immer gefährlich ist. Der Ehrw. Vater hatte auch einmal eine Nachttour über den Berg zu machen, welche glücklicher Weise gut verlief.

Der Magistrat hat mir selbst gegenüber sein Bedauern ausgedrückt und versichert, daß er die Eingabe aufs wärmste unterstützen werde.

Ein salomonisches Urteil.

Von P. Albert Schweiger. R. M. M.

Der im Vergißmeinnicht schon öfters erwähnte Oberchief Sinabalala machte kürzlich beim Gerichte in Cosimvaba eine höchst interessante, jedoch für ihn unliebsame Erfahrung.

Er gab seinen Untergebenen ein Gesetz, daß sie, wenn sie sich zum Magistrate oder Gericht begeben, den Stock, die Reitpeitsche usw. beim Hineingehen vor der Türe stehen lassen müssen. Nun begab er sich kürzlich selbst zum Magistrat. Er hatte eine neue, sehr schöne Reitpeitsche bei sich, welche bei seinen Freunden und Untertanen, und überall, wo er hinkam, bewundert wurde. Eingedenk, daß ein biederer Landesvater seinen Kindern mit gutem Beispiel in der Erfüllung der Gesetze vorangehen müsse, legte er diese Reitpeitsche vor dem Eingang zum Magistrate nieder. Als er jedoch wieder herauskam, war sie einfach zu seinem großen Aerger auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Es stand nicht lange Zeit an, da kam ein schwarzer Polizist zu Pferd zum Oberchief und schwang stolz in seiner Hand dessen vermiste Reitpeitsche. „Du, das Ding da gehört mir; gib es mir sofort zurück,“ sagte Sinabalala zu ihm. „Was fällt dir ein? Ich werde dich wegen Ehrenbeleidigung beim Gerichte verklagen,“ war die prompte Antwort.